



Verwundeter pakistanischer Uno-Soldat: Schüsse aus dem Hinterhalt



General Aidid
Haßtiraden gegen die Blauhelme

scheuten. Weniger als halb so stark wie die US-Streitmacht vor ihr, nur leicht bewaffnet und nicht energisch geführt, wurden die Blauhelme zu Widersachern, von denen sich die Somalis nicht einschüchtern ließen.

Die wachsende Feindseligkeit gipfelte im blutigsten Zwischenfall seit der Landung der Amerikaner im vergangenen Dezember: Am Sonnabend vorletzter Woche hatten Aidid-Kämpfer 23 pakistanische Uno-Soldaten getötet und 60 weitere verwundet. Die Blauhelme waren in einen Hinterhalt gelockt worden, als sie ein Arsenal des somalischen Kriegsherrn in der Nähe seines Rundfunksenders kontrollieren wollten.

Ins Feuer der Freischärler gerieten auch amerikanische und italienische Truppen, die den Pakistanern zu Hilfe

eilten. 35 Somalis kamen in dem Gefecht ebenfalls ums Leben. So rächte sich genau einen Monat nach der Übergabe des Oberbefehls an die Uno, daß die Amerikaner die Banden nicht systematisch entwaffnet hatten. Das Massaker von Mogadischu war der blutigste Angriff auf Blauhelme seit 1961; damals waren bei einem Einsatz am Kongo 44 ghanaische Friedenssoldaten getötet worden.

Aufgebracht forderte der Uno-Sicherheitsrat die Bestrafung der somalischen Missetäter. Die US-Regierung drängte auf einen militärischen Gegenschlag; Andernfalls wäre jede Hoffnung hinfällig, daß die Weltorganisation in Somalia jemals stabile Verhältnisse schaffen könnte.

Ansätze von Normalisierung, die der gequälten Bevölkerung zugute gekommen waren, zerbrachen nach dem Angriff auf die Pakistaner. Somalis mußten wieder hungern, weil die Garküchen in Mogadischu ihre Arbeit einstellten und Lastwagen mit Nahrungsmitteln nicht mehr ins Hinterland aufbrechen konnten. Schulen schlossen, Arbeiten an Bewässerungskanälen wurden eingestellt.

„Das ist der größte Rückschlag für die humanitären Bemühungen“, klagte Mike McDonagh von der Hilfsorganisation „Irish Concern“. Noch immer sind 80 Prozent der Hauptstadtbewohner auf Lebensmittelhilfe angewiesen. Die mühsam aufgebaute Infrastruktur ist wieder zusammengebrochen, weil fast alle ausländischen Helfer das Land verlassen haben.

Die Hauptschuld an der neuen Tragödie trägt General Aidid. Ihn erboste besonders, daß die Uno-Truppen nicht bereit waren, seinen Erzfeind, General Said Hersi Morgan, aus der Stadt Kismaju zu vertreiben. Diesen Hafen im Süden von Somalia hätte Aidid schon lange gern selbst unter Kontrolle gehabt.

Nach der Bluttat an den Pakistanern kann es mit Aidid wohl keinen Kompromiß mehr geben. Der Versuch, ihn – wie Noriega in Panama – festzunehmen und seine Macht ein für allemal zu brechen, könnte das Land zwar vollends in den Krieg stürzen.

Aber wenn die Blauhelme ihren Widersacher ungeschoren davonkommen ließen, hätten sie den letzten Rest von Glaubwürdigkeit verspielt, ihre Mission in Somalia wäre gescheitert.

Großbritannien

Messer im Rücken

Premierminister John Major steht vor dem Ende, seine Parteifreunde wollen ihn durch Schatzkanzler Kenneth Clarke ersetzen.

John Major, seit seinem Einzug in Downing Street 10 als ewig graue Maus bespöttelt, zeigte sich in neuem Look: Das Unterhaus erlebte den Premier purpurrot – im Gesicht.

Die Lippen zusammengepreßt, duckte sich der Konservative vorigen Mittwoch unter einer Sturzflut von Anschuldigungen. Wenn Major nichts Neues einfalle, so wettete ein Abgeordneter von der Hinterbank, „wird diese Regierung nicht überleben, und sie verdient es auch nicht, zu überleben“. Der Premier sei „im Amt, aber nicht an der Macht“.

Da riß es den Liberalenchef Paddy Ashdown vom Sitz: Dieses sei „der Anfang vom Ende“ des Regierungs-

DAILY Mirror EXCLUSIVE TEL TEL'S BOUNCING CHECK! SEE PAGE 11

MAJOR DAMNED BY LAMONT

NOT FIT TO GOVERN

There is something wrong with the way we make our decisions. We give the impression of being in office, not in power.

NORMAN LAMONT

Major-Schlagzeile im *Mirror*
„Unfähig zu regieren“

chefs. Die rhetorischen Dolchstöße kamen nicht von der Labour-Opposition; sie wurden geführt von einem Tory, der noch 14 Tage zuvor als Majors engster Freund und politischer Vertrauter im Kabinett gesessen hatte: Norman Lamont, Ende Mai bei einer Kabinettsumbildung entlassener Schatzkanzler.

Seit Lamonts Parlamentsruption steht für das ultrarechte und normalerweise torytreue Massenblatt *The Sun* fest: „Major ist erledigt – mit Lamonts Messer im Rücken.“

Wie sich die Bilder gleichen: Schon einmal, Anfang November 1990, hatte im Parlament ein abgehalfterter Minister, Sir Geoffrey Howe, mit dem eigenen Tory-Premier, Margaret Thatcher, gnadenlos abgerechnet. Knapp drei Wochen später mußte die Lady schluchzend Downing Street 10 räumen – neuer Mieter: ihr Schatzkanzler John Major.

Nun ist es wieder ein Schatzkanzler, der dem Britenpremier im Nacken sitzt: Eine wachsende Gemeinde von Konservativen im Parlament und draußen im Land würde gern – je schneller, desto besser – Major durch Kenneth Clarke, 52, ersetzen.

Dem stämmigen Mann aus den Midlands, vor dem Mai-Revirement Innenminister, werden genau die Eigenschaften zugeschrieben, die das Britenvolk am „nice guy“ Major vermißt – Durchsetzungsvermögen, Führungsqualitäten, politische Weitsicht und vor allem Charisma.

Unverständlich ist für viele, warum sich Major den Rivalen, Cricketfan wie er selbst, ausgerechnet auf den wichtigsten Kabinettsposten und ins Backsteinhaus Nummer 11 gleich nebenan geholt hat. Braucht der „diskreditierte Chef einer diskreditierten Regierung“ (so La-

bour-Chef John Smith im Unterhaus) einen starken Mann als politische Krücke?

Ein konservativer Abgeordneter vermutet eher Hinterlist: „Major will, daß Clarke sich selbst erledigt. Der ist kein Wirtschaftsfachmann, er wird die Steuern erhöhen müssen, und den Rechten ist er zu europafreundlich.“

Dennoch: Der „Huf, der den Premier aus dem Amt kicken könnte“, so der Tory-Abgeordnete John Carlisle, „hat sich hinter ihm bereits gehoben“.

Lamonts Rede war das Signal zur offenen Rebellion. Gewiß war der Gefeuerte von Rachegefühlen gegen Major getrieben, aber er sprach erstmals im Parlament offen aus, worüber die Tory-Basis zunehmend murrte: Major sei seinem Job nicht gewachsen, es fehle ihm an Autorität und Weitsicht.

Laut Insider Lamont hört der Premier zu sehr auf Parteistrategen und Umfrageinstitute; er treffe zu viele wichtige Entscheidungen für eine „36-Stunden-Publicity“ und reagiere kurzfristig auf Ereignisse, statt langfristig zu planen.

„Drei Jahre Misere“ unter Major, klagt Ex-Innenminister Kenneth Baker, hätten die Konservativen demoralisiert. Katastrophale Niederlagen bei Kommunalwahlen und einer Nachwahl – die nächste Schlappe, in Christchurch, ist schon in Sicht – lastet die Partei Majors Mangel an Glaubwürdigkeit an.

In der letzten Umfrage lagen die Tories mit jämmerlichen 27 Prozent nur noch 2 Punkte vor Ashdowns Liberalen; Labour dagegen kletterte auf 43 Prozent.

Obwohl Major Ende April zur allgemeinen Verblüffung das Ende der Rezession verkündete, lassen die ökonomischen Schreckensbotschaften nicht nach. Hunderttausende von zahlungsunfähigen Briten mußten ihre Häuser verstei-

gern lassen, Zehntausende Firmen haben Bankrott angemeldet, die Arbeitslosenzahl hat drei Millionen überschritten. Jede Woche macht die Regierung eine Milliarde Pfund Schulden.

Die Briten spüren, daß es mit ihrem Premier unaufhaltsam bergab geht. Im Oberhaus schürt die Maastricht-Feindin Lady Thatcher den Überdruß an Majors Europa-Politik; die vom Tory-Chef vorangetriebene Privatisierung der Staatsbahn British Rail wird selbst von Major-Freunden als unsinnig abgelehnt. Lehrer rebellieren gegen ein neues Prüfungssystem, das Volk meutert gegen Krankenhausschließungen.

Mit dem Ministerkarussell wollte der Regierungschef vorführen, daß er seine verschreckte Truppe wieder in den Griff nimmt. Doch ein prominenter Londoner Publizist, der frühere *Times*-Chef Lord Rees-Mogg, sieht in dem Manöver Majors finalen Fehler: Mit der Beförderung von Kenneth Clarke zum Schatzkanzler habe der Premier „sein eigenes Todesurteil unterzeichnet“.

Italien

Wind aus dem Norden

Der Triumph der Liga Nord in den Kommunalwahlen stärkt die zentrifugalen Kräfte, Italien könnte in drei Blöcke auseinanderdriften.

Raيمondo Fassa, 33, seit fünf Monaten Bürgermeister der Liga Nord in der Industriestadt Varese am Südrand der Alpen, beherrscht den lombardischen Dialekt nicht – jenes heimische Idiom, das vielen Anhängern der regionalen Protestbewegung Identität und Gemeinsamkeit stiftet. Statt dessen streut der Gymnasiallehrer reichlich Zitate von Platon, Aristoteles oder Thomas von Aquin in seinen gelehrten Redefluß.

Auch sein Amts- und Parteikollege Aldo Moltifiori, 52, aus Monza bei Mailand, der Physik an der englischen Durham-Universität studierte, betragt sich nicht wie ein typischer „lumbard“. In seiner Antrittsrede im Januar zitierte er keinen Heimatpoeten, sondern Thomas Jefferson.

Die Liga Nord, die bei den Kommunalwahlen am vorletzten Sonntag den wichtigsten Sieg ihrer knapp 15jährigen Geschichte errang, zeigt inzwischen äußerst unterschiedliche Gesichter. Der Erfolg hat sie weltläufig gemacht; den aggressiven Provinzialismus ihrer Anfänge, der eine fast schon rassistische Überheblichkeit gegenüber Italiens Süden zur Schau trug, hat sie weitgehend abgestreift.



Premier Major, Schatzkanzler Clarke im Unterhaus: „Drei Jahre Misere“